Zwei Grundfragen afrikanischer Missionsarbeit.

Von Apost. Vikar Fr. Hennemann P. S. M. in Limburg.

Es ist nicht allein die unfreiwillige Muße, die den afrikanischen Missionar deutscher Zunge die alte Arbeit kritisch bedenken läßt. Nachrichten, die aus verlassenen oder doch nur spärlich besetzten Missionsgebieten des schwarzen Erdteils nach Europa drangen, waren vielfach ebensoviel missionsmethodische Hinweise bestätigender oder korrektiver Art¹. In vorliegender Zeitschrift wurde auch schon einige Male der Versuch gemacht, die erwähnten Nachrichten methodisch zu verwerten². Nachdem nun durch die Friedensverhandlungen die Wiederaufnahme der missionarischen Arbeit einigermaßen in die Nähe gerückt ist — selbst der zuerst von der Entente vorgelegte Friedensvertrag spricht ja von derselben³ — liegt gewiß ein Interesse vor, grundlegende Fragen afrikanischer Missionspraxis hier zu erörtern, um so mehr, als die vorgelegten Meinungen gewiß in vielen Punkten auch über Afrika hinaus Geltung und Wert haben können. Es ist uns sehr angenehm, gleich auf die eben erschienene Missionslehre Schmidlins Bezug und wenigstens in Anmerkungen noch zu einigen ihrer wertvollen einschlägigen Bemerkungen Stellung zu nehmen. Aus den vielen wichtigen Fragen haben wir die Frage der einheimischen Missionshelfer und das Problem der finanziellen Versorgung der Mission herausgehoben, weil beide durch die Kriegserfahrungen in ihrer Bedeutung gesteigert und daher in ein neues Licht gerückt werden.

I.

Die Frage der einheimischen Missionshelfer hat durch den Krieg eine Beleuchtung vor allem in dem Sinne bekommen, daß die Wichtigkeit und die Einflußmöglichkeit der Gehilfen aus dem missionierten Volke noch klarer wurde. Es ist vielleicht noch gar nicht zu übersehen, welche Erfolge die vertriebenen Missionare ihren eingeborenen Mitarbeitern zu danken haben. Das wird im Zusammenhang mit der Personalnot, die der Krieg verschuldet hat, den Missionar veranlassen, sich dieser Hilfskräfte auch für die Zukunft

¹ Vgl. z. B. die Kriegsjahrgänge des Stern aus Afrika, Limburg a. Lahn.

² So z. B. Größler, Einfluß des Kolonialkrieges auf die Entwicklungslinie der Kamerunmission, 5. Jahrgang, 197 ff.; Schwager, Kath. Missionstätigkeit und nationale Propaganda, 6. Jahrg., 97 ff.

³ S. Auszug aus dem Friedensvertrag, Abschnitt 15, Köln. Volksz. Nr. 359. Vgl. Schmidlin in der Germania (unten 191 ff.).

zu versichern. Über ihr Arbeitsgebiet und ihre Ausbildung mögen hier einige Gedanken folgen. Ich möchte für afrikanische Verhältnisse unterscheiden Hilfslehrer, Katechisten¹, Gemeindepfleger und eingeborene Priester.

Die Hilfslehrer übernehmen den Unterricht an den Dorf- oder Außenschulen. Für gewöhnlich werden dieselben auf den Dörfern auch das Amt eines Katechisten mitverwalten. Wohl in allen afrikanischen Missionen der deutschen Kolonien waren vor dem Kriege bereits eigene Bildungsanstalten, meist Katechetenschulen oder Hilfslehrerseminar genannt, für die Ausbildung dieser Leute ins Leben gerufen worden². Aus den Stationschulen, deren Lehrplan demjenigen unserer heimischen Elementarschulen einigermaßen gleichsteht, wurden alljährlich die besten Schüler, die Lust zum Lehrerberufe aufwiesen, ausgesucht und den Katechetenschulen überwiesen. Natürlich wurde an erster Stelle auf gutes sittliches Betragen der Kandidaten Gewicht gelegt. Wir haben in Kamerun mit den in dem dortigen Lehrerseminar herangebildeten Hilfslehrern durchgängig befriedigende Erfahrungen gemacht. Allerdings darf man an einen afrikanischen Lehrer keine zu hohen Anforderungen stellen. Die Katechetenschulen suchen entsprechend dem Material, das sie zugewiesen bekommen, und der Ausbildungszeit vor allem zwei Klippen zu vermeiden. Einerseits wollen sie keine mechanischen Drillanstalten sein, andererseits aber auch nicht gleich unseren europäischen Lehrerbildungsanstalten wirklich gebildete Pädagogen heranbilden. In bezug auf das wesentliche Lehrziel soll der Kandidat instandgesetzt werden, unter Zuhilfenahme methodischer Hefte mit Geist zu unterrichten. So sollen Hilfslehrer herangebildet werden, die im Seminar eine feste Methode erlernen und diese dann getreu (ohne zu viel Freiheit in der Anwendung, da sie hierfür nicht geeignet sein würden) in der ihnen zugewiesenen Schule zu gebrauchen. Die ganze Erziehung ist auf den Schuldienst und besonders den religiösen Unterricht zugeschnitten. In Zukunft wird die wirtschaftliche Erziehung der eingeborenen Lehrkräfte noch mehr, als es vor dem Kriege der Fall war, anzustreben und zu betreiben sein³. Es wird sich weiter unten noch Gelegenheit bieten, auf die Bedeutung der Hebung des Wirtschaftslebens der Neger für die Mission näher einzugehen.

Hier soll nur gesagt werden, daß die wissenschaftlichen Ansprüche, die man vor dem Kriege an die schwarzen Schüler, besonders an diejenigen der Dorfschulen stellte, zu hoch geschraubt waren. Man wird zugeben müssen, daß es für die Schüler der Außenschulen vollständig genügt, wenn sie in den drei Jahren,

¹ Schmidlin (Missionslehre, Münster 1919, 312) schlägt vor, statt Katechet besser Katechist zu sagen, da ersterer Name vielfach in Europa die Religionslehrer bezeichnet.

² S. z. B. Statuten der 1. Kameruner Synode, Limburg 1907, Kap. 9; Frey, Die Gesellschaft der Missionare und Afrika, Trier 1918, 67.

³ Man findet in der Literatur wenig über die Lehrpläne, die der Katechistenausbildung zugrunde liegen. Warner (Missionslehre, 3. Bd. 3. Abt. S. 111) bringt gute Anweisungen. Für afrikanische Verhältnisse möchte ich im Anschluß an das oben Gesagte Folgendes vorschlagen:

Vorbedingung ist das Absolutorium einer (mindestens funfklassigen) Stationschule. Dauer der Seminausbildung drei Jahre. Alle drei Kurse haben täglich vier Vormittags-

die sie diese Schulen meist besuchen, lesen, schreiben und rechnen lernen, abgesehen vom Religionsunterrichte, der auch hier die Hauptsache sein muß. Sind die Schüler nach ihrer Entlassung imstande, den Katechismus, die Biblische Geschichte und Schriften, die in ihrer Muttersprache etwa erscheinen, zu lesen, können sie sich ferner in ihrer Muttersprache schriftlich ausdrücken, so dürfte das wohl genügen. Eine fremde Sprache in diesen Schulen zu lehren ist schon aus dem Grunde nicht zu empfehlen, weil die Schüler dieselbe doch nur halb lernen und diese halbe Kenntnis nur ihren Dünkel erfahrungsgemäß unnötig steigert. Statt die Außenschüler mit unnötigen Kenntnissen zu belasten, müßte in Zukunft viel mehr Gewicht darauf gelegt werden, sie mit den fürs praktische Leben notwendigen und nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Dazu gehört aber sicher an erster Stelle die Ausbildung in wirtschaftlichen Gebieten, die Erziehung zur Arbeit. Deshalb müssen in den Stundenplan der Dorfschulen regelmäßige Arbeitsstunden aufgenommen werden, in denen die Schüler unter Leitung des auch in dieser Hinsicht fachmäßig ausgebildeten Lehrers an regelmäßige und vor allem an rationelle Arbeit gewöhnt werden¹. In

Stunden, also 24 Wochenstunden. Nachmittags findet an vier Nachmittagen der Woche $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden wirtschaftlicher Unterricht statt. Im Anschluß daran je eine Stunde Arbeit.

Die theoretischen Fächer in folgender Weise:

- a) Religion. Bibl. Geschichte: 1. Jahr 2 Stunden wöchentlich, 2. Jahr 2 St. Katechismus: 1. Jahr 3 St., 2. Jahr 2 St. Apologetik: 3. Jahr 1 St. Unterscheidungslehre: 3. Jahr 1 St. Kirchengeschichte: 3. Jahr 1 St.
- b) Deutsch. 1. bis 3. Jahr 4 St. wöchentlich.
- c) Muttersprache (falls die Muttersprache größeres Sprachgebiet ist, sonst andere Eingeborensprache). 1. bis 3. Jahr 2 St. In nichtdeutschen Gebieten würde das Deutsche natürlich wegfallen zugunsten einer andern oder der Eingeborensprache.
- d) Rechnen (bis zur einfachen und zusammengesetzten Regeldeutri). 1. und 2. Jahr 3 St. Im 3. Jahr 1 St. (Raumlehre).
- e) Naturkunde. (Nur das für die Tropen zunächst Zutreffende oder Praktische. Nutzbotanik wird im landwirtschaftlichen Unterricht gegeben.) 1. und 2. Jahr 2 St.
- f) Erdkunde. (Gute Heimatkunde.) 1. und 2. Jahr 2 St. Im 2. Jahr ein Halbjahr mathematische Geographie.
- g) Weltgeschichte. (Kolonialgeschichte, Geschichte der besetzenden Macht.) 1. und 2. Jahr 2 St.
- h) Gesang (mit Erlernung auch der kirchlichen Gesänge). 1. Jahr 2 St., 2. u. 3. Jahr 1 St.
- i) Turnen. 1. bis 3. Jahr je 1 St.
- k) Zeichnen. 1. und 3. Jahr 1 St.
- l) Anstandsunterricht. 2. Jahr 1 St.
- m) Landwirtschaftlicher Unterricht viermal in der Woche. Und zwar je einmal: 1. Allgemeine tropische Bodenkunde. 2. Kultur der im betreffenden Gebiet praktischen Nutzpflanzen. 3. Kultur der zwei oder drei Pflanzen, die für Schulplantagen in Frage kommen. 4. Viehzucht.
- n) Unterrichts- und Erziehungslehre (theoretisch). 2. Jahr 2 St.
- o) Spezielle praktische Methodik (zugleich praktische Wiederholung der einzelnen Fächer). 3. Jahr 12 St. und zwar davon Religion und Deutsch je 3 St., Rechnen 2 St., Naturkunde, Erdkunde, Weltgeschichte je 1 St., die letzte Stunde für die Restfächer.

¹ Vgl. Schlunk, Das Schulwesen in den deutschen Schutzgebieten, Hamburg 1914, 105 f.; Schwager, Arbeitserziehung der primitiven Rassen, ZM 1914, 296 ff.; Gröber, Emporentwicklung der Neger nach Booker Washington, ZM 1918, 121 f.

Kamerun war diesen Forderungen schon insofern entsprochen worden, als zunächst für die Lehrerkandidaten auch landwirtschaftliche Kurse vorgesehen waren. Sodann aber mußten die Schüler der Außenschulen für die Dauer des Schulbesuchs bei der Schule selbst sich ansiedeln und täglich mehrere Stunden unter Aufsicht der Feld- und Farmarbeit widmen. Hätte auch die Regierung noch größeres Gewicht auf die wirtschaftliche Ausbildung der Schüler gelegt, so wäre dieser gewiß auch von Seiten der Missionare noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden. Leider wurden aber bis zum Kriege von der Regierung Schulprämien nur für die Erlernung der deutschen Sprache bewilligt und verteilt. Das hatte zur Folge, daß auf dieses Lehrfach auch von Seiten der Dorfschüler ein zu großes Gewicht gelegt wurde. Dadurch litt dann die Ausbildung in der eigenen Muttersprache und besonders auch die wirtschaftliche Erziehung. Würde in Zukunft die Prämienverteilung von Seiten der Regierung in erster Linie die wirtschaftliche Ausbildung der Schüler berücksichtigen und fördern, dann wäre das gewiß nur zum Nutzen der Eingeborenen und der ganzen Kolonie selbst. Für die Ausbildung der Lehrer folgt daraus, daß der rein schulmäßige Unterrichtsstoff zugunsten der wirtschaftskundlichen Dinge eingeengt werden und daß für geeignete Lehrer in letzteren Fächern gesorgt werden muß. Da der Hauptzweck des Seminars ist, die jungen Kandidaten das Unterrichten zu lehren, so soll sich der Unterricht der Dozenten dortselbst in jeder Weise als ein Muster desjenigen darstellen, den die Kandidaten später zu erteilen haben werden. Sobald in der speziellen Methodik die theoretischen Unterweisungen genügend fortgeschritten sind, sollen die Kandidaten in der mit dem Seminar verbundenen Übungsschule selbst Unterricht erteilen. Man muß den jungen Leuten genaue Stoffverteilungspläne und spezialisierte methodische Unterrichtsfäden, etwa in Form von Stundenlektionen in die Hand geben.

Im übrigen besteht der wichtigste Teil der Ausbildung darin, aus den Seminaristen nach Möglichkeit selbständige Männer und Charaktere zu machen, die wenigstens unter genügender Aufsicht treu ihre Pflicht tun. Eine entsprechende Hausordnung, die zugleich streng und doch wieder frei ist, muß dazu helfen, die Individualität zu fördern und Selbständigkeit zu entwickeln. Da die Beamtenposten mit ihrer besseren Bezahlung vielfach eine Konkurrenz für die Mission und eine Gefahr für die Lehrerberufe sind, muß man auch trachten, dem Seminaristen Freude und Lust an seinem Berufe beizubringen. Der Krieg hat gerade dem Lehrer auch eine religiöse Aufgabe überwiesen. Um so wichtiger ist es, daß bei der Ausbildung und auch später das sittliche Betragen der Hilfslehrer und ihr Einfluß auf die Gemeinde genau verfolgt werde. Ungeeignete Elemente müssen versetzt oder entfernt werden. Es muß darauf gesehen werden, daß die Lehrer nach Möglichkeit verheiratet seien. Jedenfalls dürfen Schulen mit nur einer Lehrkraft nur mit einem verheirateten Lehrer besetzt werden.

Alle zwei bis drei Monate muß eine genaue Revision des Lehrers und seiner Schule erfolgen. Es kommt dabei darauf an, nachzusehen, ob die Stoff-

verteilung innegehalten und entsprechend gearbeitet wurde. Auch die Beschäftigung der Schulfarm, in der die Schüler unter Leitung des Lehrers arbeiten, fällt unter die Aufgaben der Prüfung. Die Behandlung der Lehrer muß geeignet sein, diese in der ihnen zukommenden Selbständigkeit zu befestigen. Sie sollen daher nicht einfach wie Unerzogene behandelt, sondern mit Einwirkung auf Ehrgefühl und Charakter geleitet werden. Kleinere Mängel und Verstöße sind geduldig zu tragen, solange kein böser Wille oder Unverbesserlichkeit vorliegt¹. Das den Lehrern gezahlte Gehalt muß in Verbindung mit den Erträgen der Schulfarm genügen, den Mann mit Familie ordnungsgemäß zu unterhalten, damit der Lehrer nicht gezwungen ist, zum Schaden des Amtes auf unpassende Weise Nebenerwerb zu suchen. Alle zwei Jahre mindestens haben sich die Lehrer einem Wiederholungs- bzw. Fortbildungskurs zu unterziehen, der an geeigneten Zentralpunkten des Missionsgebietes abgehalten wird. Derselbe biete eine Wiederholung der wichtigsten Lehrstoffe und lege besonderes Gewicht auf Abhaltung von Lehrproben seitens der Teilnehmer des Kurzes².

Das Amt eines Hilfslehrers wird meistens mit dem eines Katechisten vereint sein. Doch werden den Missionaren mancherorts auch bloße Katechisten wertvolle Dienste leisten. Ihre Aufgabe wird darin bestehen, alte Leute, die den vielfach weiten Weg zur Station oder Schule nicht mehr zurücklegen können, in den Heilswahrheiten zu unterweisen. Auch in größeren Farmbetrieben, beim Bahnbau usw. fanden z. B. in Kamerun solche Katechisten zahlreiche Verwendung. Die Farmleiter selbst kamen dort in den letzten Jahren nicht selten bei der Mission um Anstellung von Katechisten in ihren Betrieben ein. Es ist wichtig, diesen Katechisten genaue Anweisung für den Unterricht zu erteilen, ihnen den im Unterricht durchzunehmenden Stoff vorzuschreiben und ihre eigenen Kenntnisse in Wiederholungs- bzw. Fortbildungskursen immer wieder aufzufrischen. — Das besondere Amt des Katechisten wird es auch sein, die Nottaufen vorzunehmen und aufzuzeichnen und nach Vorschrift die Gebetsstunden zu halten. Auch die Geburts- und Sterbefälle seines Bezirkes, in dem er etwa selbständig wirkt, hat er zu notieren und bei der Mission die notwendigen Versehgänge zu melden³.

Bei der mancherorts schnell anwachsenden Christenzahl der afrikanischen Gemeinden und der infolgedessen auch immer größer werdenden Inanspruchnahme der Missionare werden letztere sich mit der Zeit genötigt sehen, nach

¹ Bemerkenswerte Mitteilungen über Erfahrungen an anheimischen Lehrern macht Dettli, Gemeindefeld und Kirchengründung in Westafrika, *EMM* 1914, 497 ff. Die protestantische Mission berichtet des öfteren über besonders tüchtige Mitarbeiter. So *EMM* 1912, 389 ff.; ebenda 1914, 15 ff.; ebenda 1917, 27. Auf katholischer Seite siehe Frey, a. a. O. 68.

² Die kirchlichen Bestimmungen über die Katechisten siehe bei Schmidlin, a. a. O. 313 f.

³ Es wird eine besondere Aufmerksamkeit nötig sein, damit die Katechisten und Lehrer nicht durch Übereifer und illoyales Verhalten die Reibungsflächen zwischen den Missionen verschiedener Konfessionen vermehren. Vgl. *EMM* 1914, 149.

geeigneten Kräften Umschau zu halten, die sie vor allem in der Überwachung der Gemeinde unterstützen. Man könnte diesen missionarischen Hilfskräften vielleicht den Namen „Gemeindepfleger“¹ beilegen. Für dieses Amt eignen sich wohl nur ältere, verheiratete Männer von gesundem Urteil, gutem Rufe, Ansehen und christlichen Sinn. In mehr oder minder geschlossenen Gemeinden wird ihre Hauptaufgabe darin bestehen, nach Anweisung der Missionare auf Leben und Sitten der Christen zu achten und den Missionaren geeignete Mitteilungen zu machen. Ihre Aufmerksamkeit wird sich besonders darauf erstrecken, ob die christlichen Vorschriften über die Einheit der Ehe, Fernhalten von Bözendienst und Zauberei, Taufe und Schulbesuch der Kinder, sowie das Verbot, die Töchter unerlaubterweise an verheiratete Heiden oder an Europäer zu geben, beachtet werden. Weniger wichtige Angelegenheiten wird der Gemeindepfleger selbständig ordnen durch Zureden und passende Ermahnungen. — Für die in den heidnischen Dörfern zerstreut lebenden Christen wird gleichfalls ein solcher Gemeindepfleger gute Dienste tun, indem er die Christen, zu denen ein Priester seltener kommen kann, besucht, ermuntert, ermahnt, auch Nottaufen vornimmt, und in seinem Rechenschaftsberichte an den Missionar auf die notwendigen Kindertaufen und Verzehgänge hinweist. — Der Gemeindepfleger kann sich der Missionar auch als Mittelspersonen bedienen bei Schulgründungen, Negerstreitigkeiten, Verzehgängen, sowie auch um die Christen zu kirchlichen Abgaben und eventl. Arbeitsleistungen usw. anzuregen. — Bei der bekannten Charakter Schwäche der Neger wird der Missionar den Gemeindepflegern gegenüber allerdings das notwendige Maß von Vorsicht einhalten müssen, denselben keine zu wichtigen Amtshandlungen anvertrauen und sich vor allem immer wieder ihrer Unbestechlichkeit zu vergewissern haben².

Die wichtigste Klasse missionarischer Hilfsarbeiter sind die eingeborenen Priester. Ihre Heranbildung ist nach dem Kriege, der in allen Ländern einen mehr oder weniger fühlbaren Priestermangel zur Folge haben dürfte, ein noch viel dringenderes Postulat als vor demselben. Ein Land wird auch schwerlich vollständig sich zum Christentum bekehren lassen, wenn nicht aus den Söhnen seines Volkes selbst ausgesuchte Priester Mithilfe leisten. Sind solche Priester in einem Lande nicht vorhanden, so besteht überdies große Gefahr, daß bei etwaiger Vertreibung der fremden Missionare aus dem Missionsgebiete das junge Christentum seines festesten Haltes, des Priestertums, vollständig beraubt ist. Diese Gefahr haben uns die Ereignisse des Weltkrieges

¹ Schmidlin (a. a. D. 311) und die Konferenz ostafrikanischer Bischöfe (Beschlüsse derselben, Daressalam 1912, 8) sprechen in diesem Sinne von Ältesten.

² Weibliche Hilfskräfte, die in Asien der Mission so sehr nützlich sind, dürften wegen der bekannten Stellung der afrikanischen Frau auf afrikanischem Boden wohl nur im Rahmen einer Schwesterngenossenschaft gute Dienste leisten können. Erfahrungen darüber machten bisher besonders die Weißen Väter. Siehe Frey, a. a. D. 66 und 73 f. — Zu Schmidlins Ausführungen (a. a. D. 316) wäre noch hinzuzufügen, daß für Institute einheimischer Ordensbrüder die Hauptschwierigkeit wohl der Zölibat ist. Übrigens bringt Frey (a. a. D. 69) auch hierüber eine interessante Erfahrung.

klar genug vor Augen geführt¹. Darum wird es auch in verschiedenen Erlassen der Propaganda und im neuen Codex Iuris den Missionaren zur strengen Pflicht gemacht, doch recht bald geeignete junge Leute zu Priestern heranzubilden². Diese Weisungen und die Praxis der Kirche seit Anfang ihres Bestehens sollten allein schon imstande sein, etwaige Bedenken gegen die Heranbildung auch eines schwarzen Klerus schwinden zu lassen. Gewiß fällt es durchaus nicht leicht, den Neger zu einem guten Priester heranzubilden. Daß es aber möglich ist, zeigen u. a. die schönen Erfolge, welche die Weißen Väter in dieser Beziehung in Ostafrika erzielten. Die Methode, die diese bewährten afrikanischen Missionare bei Heranbildung der Negerpriester befolgen, dürfte deshalb wohl als sehr beachtenswert erscheinen. In allen Christengemeinden lassen sie an den Quatembertagen eifrig um gute Priesterberufe beten. Daß diese Mahnung bei den schwarzen Christen Verständnis findet, zeigt der eifrige Sakramentenempfang an diesen Tagen. — Bei Auswahl der künftigen Priester geht man natürlich sehr vorsichtig zu Werke. Die Ausbildung selbst nimmt gewöhnlich im ganzen 17 Jahre in Anspruch³. Mit

¹ Die Gründe für die Wichtigkeit des einheimischen Klerus sind immer noch am besten ausgeführt bei Suonder, *Der einheimische Klerus in den Heidenländern*, Freiburg 1909, 7 ff.

² So neuestens auch der Codex iur. im Can. 305. Dort (in der Ausgabe von Gasparri mit Quellennachweisen) sowie bei Schmidlin (a. a. D. 322) die zahlreichen Belege für den Willen der Kirche. Schmidlin führt ebenda (316 ff.) noch über Suonders geschichtliche Ausführungen hinaus.

³ Frey, a. a. D. 59 ff. Dort auch ausführlichere Darlegungen. Über den Lehrplan kann man (unter Voraussetzung, daß die allgemeinkirchlichen Vorschriften über Vorbildung der Geistlichen in Europa nicht ohne weiteres für Missionsgegenden gelten) auch andere Auffassungen haben, in der Richtung etwa, die Msgr. Le Roy (zitiert bei Suonder a. a. D. 305 sowie bei Suonder, *Zur Frage eines einheimischen Klerus*, in: *Kölner Missionswissenschaftlicher Kursus*, Münster 1916, 92 f.) vertritt. In diesem Sinne möchte ich ungefähr folgendes vorschlagen:

Der einzig bestimmende Grundsatz bei der Ausbildung der Priester ist dieser: Sie sollen in der Seelsorge Afrikas Gutes leisten können. Alles, was diesem Ziel entspricht, lernen sie. Alles andere, vor allem in Hinsicht auf die humanistischen Fächer, was sie nur dem Europäer gleichgebildet macht, aber nicht notwendig die rein priesterliche Arbeit bei afrikanischem Volk beeinflusst, wird beiseite gelassen. Die Kandidaten, die Lust zum Priestertum haben, machen zunächst das Lehrerseminar (nachdem sie die Stationschule durchlaufen haben) durch. Darauf bzw. vor Erteilung der höheren Weihen werden sie je nach ihrem Alter erst als Lehrer beschäftigt, damit sie ihren Charakter, ihre sittliche Festigkeit und ihre Fähigkeit zu zölibatärem Leben bekunden können. Bestehen sie, wie wohl oft vorkommen dürfte, nicht, so können sie Lehrer bleiben. Andernfalls treten sie nach einigen Jahren in das Priesterseminar ein. Die humanistischen Studien werden in 2 bis 3 sogenannten propädeutischen Jahren erledigt.

In den propädeutischen Jahren haben die Seminaristen etwa 23 Stunden in der Woche und zwar Latein 10 St. (Grammatik nur das Wichtigste aus Formenlehre und Syntax. Lektüre nur kirchliche Texte!), Deutsch (bzw. eine andere europäische Sprache) 2 St., Rechnen-Buchführung 2 St., Geschichte 1 St., Kirchengeschichte 2 St., Bürgerkunde-Kolonialkunde 2 St., Naturwissenschaft 2 St., Anstandsunterricht 1 St.

Es folgt alsdann ein philosophisch-apologetisches Jahr mit 19 Vorlesungen wöchentlich.

Recht geschieht dieselbe nicht nach europäischen Methoden. Die Seminaristen werden, was Nahrung und Wohnung betrifft, möglichst bei der Lebensweise ihres Landes belassen. Sie wohnen in einfachen Strohhütten, schlafen auf Schilfmatten, begnügen sich wie ihre Landsleute mit zwei Mahlzeiten, die nach Negerart zubereitet sind. Vor Abschluß der theologischen Studien und vor Empfang der höheren Weihen werden die Priesterkandidaten unter Aufsicht eines Missionars außerhalb des Seminars in der Mission beschäftigt, um zu erproben, ob sie das nötige Geschick und vor allem die sittliche Reife besitzen. Sicher wäre es gänzlich verfehlt, wollte man die schwarzen Priester in europäischen Anstalten und Seminarien erziehen. Ein brauchbarer Klerus aus Afrikas Söhnen kann nur in Afrika selbst erzogen werden. Die einheimischen Priester werden zunächst nur unter Leitung der europäischen Priester zu beschäftigen sein. Ihre Hauptaufgabe ist Unterricht und Predigt.

II.

Ebenso wie das Problem der einheimischen Missionshelfer hat auch die Frage der finanziellen Versorgung der Mission durch den Krieg eine neue Beleuchtung gewonnen und verdient hier eine besondere Beachtung. Die materiellen Mittel der Mission flossen bislang hauptsächlich aus drei Quellen: aus heimatlichen Unterstützungen und Missionsgaben, aus der finanziellen Beihilfe der eingeborenen Christen und aus Missionsbetrieben.

Daß von Afrikas deutschen Glaubensboten die erste Quelle bislang am meisten in Anspruch genommen wurde, hat mancherlei Gründe, lag aber besonders daran, daß die beiden anderen Quellen zu spärlich flossen. Das Missionsobjekt wird fast ausschließlich von armen Negerstämmen gebildet, denen man bis in die letzten Jahre vor dem Kriege finanzielle Lasten in größerem Maßstabe kaum auferlegen konnte. Mit einträglichen Missionsbetrieben hatte es auch seine Schwierigkeiten. Alle deutschen Missionen der afrikanischen Kolonien stehen erst in den ersten Jahrzehnten ihrer Wirksamkeit. Viele von ihnen waren lange auf die Küstenstreifen ihres Gebietes angewiesen, da das Innere erst noch der Erschließung wartete. An der ungesunden Küste

Philosophie (nur die theologisch wichtigen Fragen) 6 St., Apologetik 6 St., Kirchengeschichte 2 St., Biblische Einleitung 3 St., Lateinlektüre 2 St.

Alsdann zwei theologische Jahre, während welcher die Seminaristen zu ihrer Ausbildung auch etwas praktisch mit in der Schule tätig sein können sowie als Gehilfen der Seelsorger. Und zwar wöchentlich 12 Vorlesungen. Dogmatik 3 St., Moral 3 St., alttestamentliche Exegese 2 St. (im zweiten Jahre statt dessen neutestamentliche Exegese), Pädagogik 1 St., Katechetik 1 St., Lateinlektüre 2 St.

Endlich ein theologisches Jahr, das ganz den Studien gewidmet wird, mit 20 Vorlesungen wöchentlich. Dogmatik 2 St., Moral 5 St., Pastoral 3 St., Kirchenrecht 2 St., alttestamentliche Exegese 1 St., neutestamentliche Exegese 1 St., Liturgik 1 St., Homiletik 3 St., Kirchengesang 1 St., Geschäftskunde 1 St.

Das wären 6 bis 7 Jahre spezielle Berufsvorbereitung, mit Zurechnung der Volksschule und des Lehrerseminars 14 bis 15 Jahre. Eine genauere Darlegung des Lehrplans würde hier zu weit führen.

schlugen aber fast alle Versuche, ergiebige Ernährungs- und Einnahmequellen, besonders durch Ackerbau und Viehzucht zu schaffen, gänzlich fehl. Getreide, Kartoffeln und die meisten Gemüsearten gediehen einfach nicht, an die Kost der Eingeborenen konnten die meisten Missionare mit dem besten Willen sich nicht gewöhnen. Wollten sie die notwendigen Körperkräfte aufrechterhalten, so mußten sie auf kostspielige Weise sich aus der Heimat versorgen. Das Vieh der Eingeborenen lieferte gerade genügend Milch für die Jungtiere, die Küstenneger kannten gar keine Milchwirtschaft, eingeführtes Vieh ging regelmäßig nach einiger Zeit ein. Auch Farmbetriebe, wie Kaffee-, Kakao- und Gummiplantagen verursachten anfangs nur Kosten, um so mehr als man kostspielige Versuche machen mußte, da die notwendige Erfahrung fehlte. Manche dieser Versuche schlugen fehl, so mußte z. B. auch von uns eine Kaffeefarm in Kamerun, die von der Mission mit vieler Mühe und großen Kosten angelegt worden war, aufgegeben werden, da ein Wurm die Wurzeln der jungen Bäumchen zernagte und diese so zum Absterben brachte. Man versuchte es dann mit Gummi und Kakao und hatte glücklicherweise dann mehr Erfolg.

Eine Folge des Weltkrieges wird leider u. a. auch die sein, daß die ergiebigste der drei genannten Quellen, die finanzielle Missionsunterstützung aus der deutschen Heimat, besonders nach der Trennung von Kirche und Staat, zunächst viel weniger reich fließen wird. Es fragt sich, wie es die Missionare da in Zukunft bewerkstelligen werden, um dennoch die notwendigen Geldmittel für die Weiterführung des Missionswerkes zusammenzubringen. Die während des Krieges gesammelten Mittel werden sicher für den Wiederaufbau des zum Teil zerstörten Missionswerkes voll in Anspruch genommen werden müssen. Dazu bedingt die Neuausrüstung der Missionare und ihre Ausreise auf das verlassene Arbeitsfeld weitere erhebliche Auslagen. Die gestellte Frage kann nur dadurch gelöst werden, daß es den Missionaren möglich ist, die beiden anderen Quellen, die aus der finanziellen Mithilfe der Eingeborenen und aus den Missionsbetrieben fließen, zu verstärken und tiefer zu graben. Wird das nach dem oben Angeführten möglich sein? Wir glauben, die Frage bejahen zu müssen. Die vorhin aufgezählten Schwierigkeiten hatten meistens nur für den Anfang des Missionswerkes Geltung. Gott sei Dank sind aber alle Missionen der deutschen Kolonien in Afrika über die Anfänge hinaus.

Der Vermögensstand der Neger hat sich in den letzten Jahren schon bedeutend gehoben, sodaß man in den meisten Missionsbezirken wird dazu übergehen können, auf irgend eine Weise Kirchensteuer zu erheben¹. Die Art und Weise der Erhebung und die Höhe dieser Beisteuer wird nicht einheitlich festgelegt werden können, sondern sich nach vielerlei Umständen zu richten

¹ Kirchenrechtlich können die Apostolischen Vikare gewiß die den Bischöfen im neuen Codex iur. in can. 1505 und 1506 zugewiesenen Befugnisse ausüben. Im übrigen zeigen Schmidlins Hinweise auf kirchliche Erlasse (a. a. D. 306 f.) genugsam, daß die auf diesem Gebiet vorhandenen Mängel nicht der Kirchenleitung zur Last fallen.

haben¹. Nicht überall ist die Erwerbsmöglichkeit für den Neger dieselbe, an der Küste ist sie größer wie im Innern, doch werden dafür im allgemeinen die Christen im Innern gebefreudiger sein als die Küstenbewohner. Auch durch die Vereinstätigkeit lassen sich finanzielle Mittel flüssig machen. So hat z. B. der Josephtverein in Jaunde (Kamerun) für die Zwecke des dortigen Lehrer- und Priesterseminars öfters erheblich beige-steuert.

Über die Einführung von Stolgebühren kann man verschiedener Meinung sein. Das Wort „Stolgebühren“ hat allenthalben einen gewissen üblen Nachklang. In Afrika käme überdies die Gefahr hinzu, daß die schwarzen Christen von der Entrichtung dieser kirchlichen Abgaben sich eine falsche Vorstellung bildeten und sie mit dem heidnischen Aberglauben verquickten².

Aber schon im Interesse der Lebenden und auch besonders der verstorbenen Neuchristen sollte es jeder Missionar sich angelegen sein lassen, seine Gemeinde auf die fürbittende Kraft des hl. Mesopfers besonders hinzuweisen und sie anzuleiten, das hl. Opfer in wichtigen eigenen Angelegenheiten und besonders auch für die anverwandten Verstorbenen darbringen zu lassen³. Was so erreicht werden kann, davon ein Beispiel von der schon genannten Station Jaunde in Kamerun. Während des Krieges waren lange Zeit sieben Patres auf dieser Station. In mehreren Monaten des Jahres 1915 waren sie so reichlich mit Mesintentionen versehen, die ihnen ausschließlich von den schwarzen Christen übergeben wurden, daß sie noch an die Nachbarstationen abgeben mußten. Man kann wohl behaupten, daß dort kein Christ starb, für dessen Seelenruhe nicht die eine oder die andere hl. Messe von Verwandten und Freunden bestellt wurde. Selbst Heiden bestellten hl. Messen für ihre verstorbenen christlichen Angehörigen. Als Missionsbischof Heinrich Vieter P. S. M. am 7. November 1914 auf dieser Station verschied, bestellten die schwarzen Christen der Gemeinde aus eigenem Antriebe in einem Monat für ihren verstorbenen Oberhirten 68 hl. Messen, und in einem Jahr war die Zahl auf rund 200 gestiegen. Ähnliche Verhältnisse in dieser Beziehung hatten wir auf mehreren anderen Stationen. Als im Jahre 1913 in Jaunde eine Schwester starb, die Vorsteherin des dortigen Marienvereins war, kam in Minlaba, wo ich damals tätig war, die Frau eines meiner Arbeiter, die früher in Jaunde wohnte und dort Mitglied des Vereins gewesen war und

¹ Schmidlin (ebenda 305) meint, daß die Protestanten vielfach zu streng seien im Einfordern der Beiträge. Tatsächlich haben dieselben bei ihrer längeren Erfahrung auch viele unangenehme Vorkommnisse gehabt. Vgl. z. B. Baudert, Auf dem Wege zur Selbständigkeit, *EMM* 1916, 153 f. 212 f. Dort wird auch das Wort eines südafrikanischen Missionars zitiert, der sagt: „Die Kirchenbeiträge sind das größte Hindernis im kirchlichen Betriebe. Sie geben Anlaß zu endlosem Verdruß und zu Bitterkeit.“ Auf der andern Seite wird man deshalb das Notwendige nicht aus dem Auge verlieren dürfen.

² Vgl. auch Gröber, Einfluß des Kolonialkrieges usw. 205.

³ Zur Vermeidung falscher Vorstellungen soll man aber eine richtige Erklärung der Messtipendien und ihrer historischen Entwicklung geben. Siehe z. B. Sägmüller, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts II³ (Freiburg 1914) 257 f. Und noch ausführlicher bei Thalhofer, Handbuch der kath. Liturgik II² (Freiburg 1912) 120 ff.

bestellte für die verstorbene Schwester eine hl. Messe. Auf der spanischen Insel Fernando Poo, wo jetzt Tausende von Kameruner Eingeborenen weilen, wurde unter den Kameruner Christen im Jahre 1916 der Ingolstädter Meßbund eingeführt. Seitdem haben die zwei dort wirkenden Patres so viele Intentionen, daß sie schon eine Anzahl an ihre Mitbrüder in Spanien schickten¹.

Um die kleineren kirchlichen Bedürfnisse zu decken, hatte man in Kamerun auf mehreren Stationen den sonntäglichen Klingelbeutel eingeführt und war mit dem Ergebnis allgemein zufrieden. — Auch die üblichen Fastenalmosen brachten ein wenn auch kleines Sümmdchen zusammen.

Sicher werden es die Neger verstehen, wenn sie zum Bau von Kirchen, Schulen, Waisenhäusern usw. mithelfen müssen, sei es nun finanziell oder, was vielleicht vorzuziehen wäre, durch Arbeit². Nach Berichten der ostafrikanischen Missionare hat man dort gerade in dieser Hinsicht schon viel erreicht³. Die Neger rechneten es sich zur Ehre an, ihre Kirche selbst erbaut zu haben. Im Kriege war es allerdings leichter, die Christen zu solcher Beihilfe heranzuziehen, da sie einsehen mußten, daß den Missionaren, die von der Heimat abgeschnitten waren, die notwendigen Mittel fehlten. Sonst halten die Neger im allgemeinen die Weißen und leider mit denselben die weißen Missionare für unbegrenzt reich. Sie haben ganz andere Vorstellungen vom Reichsein als wir, sind auch noch nicht genug imstande, sich über die Kosten der Missionierung Rechenschaft zu geben. Hier müßte vor allem die Aufklärungsarbeit der Glaubensboten einsetzen. Es müßte den Schwarzen mehr klar gemacht werden, daß sie in erster Linie berufen sind, an der Missionierung ihrer Stammesgenossen mitzuarbeiten. Sicher ist in bezug auf diese Aufklärungsarbeit auch schon in allen Missionen viel geschehen, vielleicht aber doch noch nicht immer genug⁴. Für gewisse Aufwendungen, für Kirchen-, Schulbauten, Lehrer- und Priesterseminare könnten sicher auch zuweilen in der ganzen Mission Kollekten abgehalten werden. Vielleicht ließe sich mancherorts auch schon mit Kirchenbauvereinen u. dergl. etwas erreichen.

Auf die Unterstützung der Schulen von seiten der Eingeborenen durch Schulgeld wurde schon früher hingewiesen.

¹ Nach brieflichen Privatnachrichten.

² Wenn man schon so weit ist, eine Kirchensteuer einzuführen, wird sich nach protestantischen Erfahrungen dieselbe auch viel leichter durchsetzen lassen, falls man ihre Einkünfte lokal verbraucht und nicht für eine allgemeine Kasse sammelt. Immerhin läßt sich auf die Dauer die Sammlung eines allgemeinen Fonds doch wohl nicht umgehen. Vgl. Schlatter, Geschichte der Basler Mission III 165; Baudert, a. a. D. 154; Dettli, Gemeindebildung und Kirchengründung in Westafrika, *EMW* 1913, 448 f.

³ Vgl. z. B. Frey, a. a. D. 260.

⁴ Über die Frage, welche Ausgaben den Gemeinden und welche den Missionaren bzw. Europa zur Last fallen sollen, siehe Schmidlin, a. a. D. 308 f., und ausführlich Warned, a. a. D. 161 f. In Ostafrika hat Bischof Streicher sogar den Zehnten eingeführt. Vgl. Frey, a. a. D. 62. In der gleichen Schrift (S. 61) ist die interessante Mahnung Kardinal Lavigeres wiedergegeben, die Missionen finanziell zu verselbständigen, weil ein europäischer Krieg die Unterstützungen von dort her unmöglich machen könnte!

Es erübrigt nun noch, auch auf die dritte Missionseinnahmequelle, auf die Missionsbetriebe näher einzugehen und zu prüfen, ob nicht auch da sich tiefer graben läßt.

An erster Stelle möchte ich die Landwirtschaft nennen, nicht als ob diese Betriebsquelle die reichlichste wäre oder aber sich zu solcher umgestalten ließe, sondern weil sie den Missionaren im Interesse der Eingeborenen am meisten am Herzen liegen muß. Erzabt Norbert Weber O. S. B. von St. Ottilien weist in seinem wertvollen Büchlein: *Euntes in mundum universum*¹, das leider nur als Manuskript gedruckt ist, ausführlich auf die Wichtigkeit der Landwirtschaft für die Missionen hin. Er betont mit Recht, daß man die primitiven Völker nicht sprunghaft zur Kulturhöhe führen darf, daß sie vielmehr Kulturstufe für Kulturstufe ersteigen müssen. Wir sehen aber bei der Entwicklung fast aller Völker, daß nach dem Nomaden- und Hirtenleben die Landwirtschaft, dann erst Handwerk und Gewerbe und zuletzt Handel und Industrie die Kulturstufen sind, die in langsamer Folge, meist mit Abstand von Jahrhunderten, erreicht werden. Bei Völkern, die eine oder mehrere dieser Kulturstufen überspringen, ist die Gefahr groß, daß Kulturfirnis mit Kultur selbst verwechselt wird, daß der Keim des moralischen und damit langsam auch wirtschaftlichen Niederganges in das Volkstum gleich hineingelegt wird. Bei den Kolonien ist diese Gefahr meistens akut. Die Kolonialländer sollen sich rentieren und deshalb geht man dort fast immer gleich zur obersten Kulturstufe über, zu Handel und Industrie². Der Neger verdient für seine Verhältnisse viel Geld ohne allzu schwere Arbeit, weiß mit dem Verdienst meist nicht recht umzugehen, verfällt auf allerlei unnütze Dinge und am ersten auf Modeschmuck. So mancher europäische Neuling lacht unwillkürlich, wenn er in den afrikanischen Küstenstädten eine so große Anzahl schwarze Biggerls umherstolzieren sieht, die ihr ganzes Sinnen und Vermögen an den äußeren Menschen hängen. Und doch ist das eigentlich gar nicht zum Lachen. Jeder Negerkenner weiß, daß bei diesen Vertretern der schwarzen Rasse die ganze erreichte Kultur in diesem Kulturfirnis besteht, und das wäre schließlich noch nicht das Schlimmste, aber er weiß auch, daß diese äußere geschmückte Hülle fast immer einen für jede echte Kultur bereits verdorbenen Menschen umschließt, der leicht allen modernen Überkulturlastern zugänglich ist. Darum müssen die Missionare aus allen Kräften darauf hinarbeiten, daß die von ihnen zu missionierenden kulturarmen Völker zunächst auf die unteren Kultur-

¹ St. Ottilien, Bayern.

² Die Regierungen freilich haben nach und nach nüchterner denken gelernt und vertreten nun den richtigen Weg der wirtschaftlichen Landesnutzung auf dem Wege vor allem auch der Eingeborenenkultur. Siehe Busse, *Die Landwirtschaft in den Kolonien*, Süddeutsche Monatshefte 1915, 757. Vom Standpunkt der Rechte des Negers aus vertritt das gleiche auch Solz in seinem „Politischen Vermächtnis“, *Kolonialpolitik*, Berlin 1919, 28. Ebenso urteilt ein gewisser G. Weber in der Broschüre „Kulturshulung“, Berlin 1919, 38, übrigens eine Schrift, die wegen ihrer vielen Schiefheiten und vor allem wegen ihrer unglaublich oberflächlichen und irrtümlichen Beurteilung der Missionen eine besondere kritische Behandlung verdiente.

stufen geführt werden, daß sie zuerst an ein seßhaftes Leben sich gewöhnen, was aber nur dann erreicht werden kann, wenn sie sich auf Ackerbau und Viehzucht verlegen¹. Gerade diese Seßhaftigkeit ist für die tiefe Einwurzelung des Christentums eine unbedingte Voraussetzung. Wenn die Neuchristen nach der hl. Taufe, nach erster Beicht und Kommunion alsbald in die Fremde ziehen, um vielleicht jahrelang in rein heidnischen Gegenden zu weilen, wo sie nie in Berührung mit einem Missionar kommen, nie durch den Empfang der hl. Sakramente die ihnen so notwendige geistige Kraft erhalten, wer sollte sich da noch wundern, wenn sie bei ihrer Heimkehr so manches vergessen, so manchen christlichen Grundsatz aus Unwissenheit oder Schwachheit preisgegeben haben? Solch beklagenswerte Zustände gehörten aber in unseren afrikanischen Kolonien durchaus nicht zu den Seltenheiten. Diesen Zuständen kann aber nur dadurch wirksam begegnet werden, wenn den Negern ein anderer Modus geboten wird, nicht nur Nahrung und Kleidung sich zu erwerben, sondern auch zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen. Daß Letzteres aber durch rationellen Ackerbau und entsprechende Viehzucht erreicht werden kann, dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein. Die Landwirtschaft sollte sich allerdings nicht mit dem Anbau der notwendigen Nahrungsmittel begnügen, sondern es müßten auch Ausfuhrprodukte gezogen werden. Es kämen in dieser Beziehung an der Westküste Afrikas z. B. in erster Linie Kakao, Kokos- und Ölpalmen in Frage; im Innern außerdem Mais, Erdnüsse und vielleicht auch Tabak. Notwendig sind für das Landinnere dann aber zuerst die notwendigen Verkehrsmittel. Erst dann, wenn der Neger womöglich in seiner Heimat oder doch in deren Nähe die überschüssigen Produkte zu angemessenen Preisen abliefern kann, wird er sich auch gern dazu verstehen, solche anzubauen. Die deutsche Regierung drang in Kamerun in den letzten Jahren vor dem Kriege in der richtigen Erkenntnis der Lage immer schärfer auf Eingeborenenkulturen. Sie ging bereits dazu über, Gebiete, die z. B. mit Ölpalmen bewachsen waren, nicht mehr europäischen Großfirmen abzutreten, bzw. den Kauf von den Eingeborenen zu gestatten, sondern bedeutete den Kaufleuten, die Produkte von den Eingeborenen selbst zu kaufen und zu diesem Zwecke Handelsniederlassungen in solchen Gebieten zu gründen. Sicherlich kann gerade auch die Mission vieles in dieser Hinsicht tun. Sie kann den Negern, die vielfach in dem Anlegen solcher Nutzpflanzungen noch nicht die unbedingt notwendige Erfahrung haben, an die Hand gehen. Zu diesem Zwecke müßte sie aber vor allem selbst Musterfarmen schaffen und dann selbstverständlich die Möglichkeit haben, den notwendigen Boden hierfür zu erwerben. Daß dies aber nicht auf Stationen geschehen kann, wo eine dichte eingeborene Bevölkerung den Boden selbst notwendig gebraucht, bedarf eigentlich nicht der Erwähnung. Aber es gibt heute in Afrika in allen Kolonien noch Gegenden genug, wo der Grund und Boden

¹ Vgl. Vietor, Entwicklung unserer Schutzgebiete, Berlin 1913, 119 und Schwager, Arbeitserziehung der primitiven Rassen, 282.

seit undenklichen Zeiten mehr oder weniger brach liegt. Leider war es der Mission bislang selbst in den letztgenannten Gegenden oft schwer genug, die Genehmigung der Regierung zu entsprechendem Bodenerwerb zu erhalten. Ob man auch da die sogenannte „Tote Hand“ befürchten zu müssen glaubte? Das wäre in Afrika eine für lange Zeit noch sehr unbegründete Furcht. Jetzt nach diesem Weltkriege, der den Missionen in unseren Kolonien so großen materiellen Schaden zufügte, der in Geld kaum wird ersetzt werden können, ist gewiß der Vorschlag angebracht, eine teilweise Entschädigung dadurch herbeizuführen, daß man den geschädigten Missionen entsprechenden Grundbesitz zuweist. So wäre es denselben nachher möglich, Farmen anzulegen, die einerseits zu ihrem Unterhalte Beihilfe gewährten, andererseits aber auch den umwohnenden Eingeborenen reichlich Belegenheit bieten könnten, Kenntnisse in dieser Richtung zu erwerben und zu vertiefen. — Sehr geeignet sind zu diesem Zwecke auch die Dorfschulen. Dort müßten die Schüler, wie schon weiter oben ausführlicher vermerkt wurde, vor allem auch in Landwirtschaft und Farnbau die notwendige Anleitung erhalten¹. Wird durch den Betrieb von Ackerbau, Farmanlagen und Viehzucht der Wohlstand der christlichen Neger merklich gehoben, dann kommt das übrigens nicht zuletzt der Mission insofern zugute, als sie nun energischer auf Unterstützung von seiten der heidnischen Christen dringen kann².

Zu den Missionsbetrieben gehören weiter die Handwerkschulen. Das Handwerk muß neben der Landwirtschaft und Viehzucht wenigstens insoweit betrieben werden, als letztere ja gewisse Handwerksgegenstände unbedingt gebraucht. Auch die sicherlich sehr zu verbessernden Kleidungs- und Wohnungsverhältnisse der Eingeborenen verlangen das Handwerk, gar nicht zu reden von der Erbauung der Missionsgebäulichkeiten selbst. Allerdings werden die Handwerkschulen für gewöhnlich keinen sehr großen Reingewinn abwerfen, wenn sich die Mission darauf beschränkt, nur die notwendige Zahl von Handwerkern auszubilden, was ja im Interesse der eingeborenen Handwerker selbst verlangt werden muß. Zuweilen können aber doch Fälle eintreten, in denen auch das Handwerk zum Unterhalte der Mission wesentlich beiträgt. So konnte z. B. die große Station Jaunde in Kamerun sich jahrelang hauptsächlich dadurch vollständig selbst unterhalten, daß sie eine große Anzahl Wohnungen für europäische Kaufleute auf der nahen Regierungsstation erbaute. Auch ließen sich ohne Zweifel die Einnahmen der Handwerkschulen dadurch bedeutend steigern, daß maschineller Betrieb eingeführt würde. Dazu ist aber im Interesse der Lehrlinge nicht durchweg zu raten, da diese später im Handwerk selbst nur mangelhaft ausgebildet würden, als selbständige Handwerker ja keine Maschinen besitzen werden und darum durch maschinellen Lehrbetrieb nur ungenügend ausgebildet würden.

¹ Siehe Schlunz, a. a. D. 94 f.

² Protestantische Missionare betonen, daß an der Goldküste, wo die Eingeborenenkulturen die Neger wohlhabend machen, auch die Beiträge der Christen befriedigen und weniger Schwierigkeiten machen.

Eigentliche industrielle Missionsbetriebe endlich werden einstweilen für Missionen wenig praktisch sein. An den Küstenplätzen wird man einer kapitalstärkigen Konkurrenz begegnen, und im Innern sind die Anlagekosten entweder zu hoch oder aber solche Betriebe gar nicht angebracht.

Mit den hier aufgezeigten Mitteln dürfte es gelingen, die den Missionen in finanzieller Hinsicht bevorstehenden Schwierigkeiten möglichst zu verringern. Im übrigen wird für die Missionare zuvörderst das Wort der Hl. Schrift gelten: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch zugegeben werden!¹

Der Missionsgedanke in den Homilien des Origenes.

Von Rob. Streit O. M. I.

Origenes, der Vater der Homilie, der Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandrien, der große apologetische Missionar, Origenes und die Mission — gewiß ein anlockender Gegenstand. Wir sind ihm nähergetreten, und das Ergebnis wollen wir im Nachstehenden wiedergeben, indem wir uns dabei auf die Homilien beschränken. Wir werden die Missionsgedanken des Origenes am besten kennen und würdigen lernen, wenn wir sie unter folgenden Gesichtspunkten zusammenfassen: Heiden, Christus, Kirche und Mission². Ein letzter Punkt betrifft dann die Verwertung des Missionsgedankens in den Homilien durch Origenes.

I.

Die große, ja zuweilen großartige Auffassung des Missionsgedankens durch Origenes wurzelt in seiner erhabenen Auffassung der Menschenwürde, an welcher auch der letzte der Heiden und das geringste der Erdenvölker teilnehmen. Jeder Mensch ist Gottes großes Kunstwerk. Sinecwegem wurde die ganze Welt erschaffen. Sie soll er beherrschen, und für das Himmelreich, für der Lebendigen Land, für Gottes Wahrheit ist er berufen³.

¹ Mt 6, 33.

² Einigermassen ergänzend ist der Artikel von Bigelmair, Der Missionsgedanke bei den Vätern der vorkonstantinischen Zeit (ZM IV 264/277). Für die literaturhistorischen Angaben über Origenes und seine Werke, besonders über seine Homilien, verweisen wir auf Bardenhewer, Geschichte der altchristlichen Literatur II (Freiburg i. B. 1903) 68/158 und dessen Patrologie (ib. 1894) 149/164. — Die Textunterlage ist nach Migne, Series Graeca vol. XII. XIII.

³ Magna ista Dei factura homo, propter quem et universus creatus est mundus . . . Considera quanta sit magnitudo hominis, qui tam magnis elementis tamque praecipuis adaequatur, qui habet honorem coeli, propter quod et caelorum ei promittitur regnum. Habet et terrae honorem, quoniam quidem in terram bonam, et terram vivorum fluentem lac et mel ingredi sperat. Habet honorem solis et lunae, habens reppromissionem fulgere sicut sol in regno Dei (In Genesim Hom. I. — S. G. XII, 155).